Sigmund Freud

Autor(en): **Schiess, W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **22 (1939)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-409024

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRICH, 1. November 1939. DER Nr. 11 - 22. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: Transitfach 541 Bern

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss.

Goethe.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof. Postch. VIII.26 074.

INHALT: Sigmund Freud. — Die Buchmanniten. — Der Glaube an die Gewalt. — Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen. — Eine abscheuliche barbarische Zeit. — Einzelmensch und Kollektiv. — Schlagwort-Katholizismus. — Was ist zum Strandbad zu sagen? — Verschiedenes. — Feuilleton: Wir, eine sprachliche Betrachtung. — Literatur. —

Bern

Sigmund Freud.

Am 6. September 1856 wurde zu Freiberg in Mähren ein Junge geboren, von dem damals niemand ahnte, dass er die Welt und deren Deutung revoltieren würde: Sigmund Freud. «Meine Eltern waren Juden, auch ich bin Jude geblieben», schreibt er später in einer Selbstdarstellung. Seinen Vorfahren wurde bereits im 14. und 15. Jahrhundert jenes Schicksal zuteil, das den Juden des 20. Jahrhunderts, und damit auch ihm, wieder auferlegt wurde. Vom Rheinland vertrieben, wanderten seine Ahnen nach dem Osten und kamen über Litauen, Galizien im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder nach Westen, in das damals österreichische Wien. Sigmund Freud war vier Jahre alt, als seine Eltern nach Wien kamen. Hier durchlief der Knabe die Schulen, wurde ein Jüngling, ein Mann und später ein Gelehrter von Weltruf. Wien, das er Zeit seines Lebens bewohnte und das er, ausser kurzen Unterbrechungen, nie verliess, dieses eine und einzige Wien musste er verlassen, als im Jahre 1938 die österreichische Erde unter den Nazistiefeln erzitterte. Wie einst seine Vorfahren, wurde auch Freud von der Heimat vertrieben, mit dem einen Unterschied, dass er sich nach Westen wandte. Im hohen Alter von 81 Jahren musste er in die Emigration und fand in London eine Zufluchtsstätte, noch mehr: seine letzte Ruhestätte. Am 23. September 1939 fand ein arbeitsames und fruchtbares Leben seinen Abschluss. Es erlosch Freuds nimmermüder Geist, doch sein Werk wird weiterleben. Wenn einmal die geistige Umnachtung, die Europa befallen hat, gewichen sein wird, dann werden sich an den Gluten seines Geistes neue Feuer entzünden, die, wie wir hoffen wollen, mithelfen werden, die Menschheit einer bessern Zukunft entgegenzuführen.

Wer war Sigmund Freud? Ich glaube kaum, dass es einen Freidenker gibt, dem Freud nicht wenigstens dem Namen nach bekannt wäre. Im «Freidenker», wie auch in den Veranstaltungen unserer Ortsgruppen wurde so oft von der Psychoanalyse, deren Vater Sigmund Freud ist, gesprochen, dass ich diese Frage nicht weiter zu beantworten brauche. Gewiss ist Freud kein eingeschriebener Freidenker, denn er sagt selbst, wie ich bereits zitierte, dass er Jude geblieben ist. Tatsache ist aber, dass Freud, als unvoreingenommener Forscher, der Sache des freien Denkens unendlich viel mehr geleistet hat als jene, die sich gerne Freidenker nennen, aber dabei den Zopf der Tradition und des Konventionellen nicht ablegen können, um ja nicht mit der Masse in irgendwelchem Widerspruch zu stehen. Freud's Geist ist nicht jener Geist, der sich wie ein Dunst über der Masse hinschleicht; es ist jener mutige Geist, der hochsteigt und Horizonte überblickt, die den feigen Geist mit Schrecken erfüllen. Dieser Mut, eigene Wege zu gehen, hat Freud nie verlassen, auch damals nicht, als er im hohen Alter seine Heimat fluchtartig verlassen musste. Unentwegt hat er seine wissenschaftliche Arbeit fortgesetzt und seine neueste Arbeit «Der Mann Moses und die monotheistische Religion», von der hier in einer früheren Nummer bereits die Rede war, hat er im Exil fertiggestellt.

Woher resultierte diese Unabhängigkeit, dies mutige eigene Wege gehen? Lassen wir Freud diese Frage selbst beantworten. «Die Universität, die ich 1873 bezog, brachte mir zunächst einige fühlbare Enttäuschungen. Vor allem traf mich die Zumutung, dass ich mich als minderwertig und nicht volkszugehörig fühlen sollte, weil ich Jude war. Das erstere lehnte ich mit aller Entschiedenheit ab. Ich habe nie begriffen, warum ich mich meiner Abkunft, oder wie man zu sagen begann: Rasse, schämen sollte. Auf die mir verweigerte Volksgemeinschaft verzichtete ich ohne viel Bedauern. Ich meinte, dass sich für einen eifrigen Mitarbeiter ein Plätzchen innerhalb des Rahmens des Menschentums auch ohne solche Einreihung finden müsse, *aber eine für später wichtige Folge dieser ersten Eindrücke von der Universität war, dass ich so frühzeitig mit dem Lose vertraut wurde, in der Opposition zu stehen und von der «kompakten Majorität» in Bann getan zu werden. Eine gewisse Unabhängigkeit des Urteils wurde so vorbereitet.»* [1]) (Gesperrt vom Verfasser).

Darin hatte sich Freud nicht geirrt, dass sich für den eifrigen Mitarbeiter «im Rahmen des Menschentums» nicht nur ein Plätzchen, sondern ein «Platz» finden lässt, und es ist den Wienern hoch anzurechnen, dass sie dem Gelehrten durch die materielle Sicherstellung ermöglichten, seine Forschungen zu betreiben. Im Jahre 1885 hat Freud bereits eine Dozentur für Neuropathologie inne, 1902 wird er a. o. Professor und endlich, 1920, ordentlicher Professor. Durch die Fürsprache eines seiner Lehrer erhält Freud im Jahre 1885 ein Auslandstipendium, das ihm ermöglicht, seine Studien in Paris bei dem bekannten Hysterieforscher Chorcot fortzusetzen. Später studierte Freud zu grossem Nutzen in Nancy unter Bernheim, dem Begründer der wissenschaftlichen Suggestionslehre.

Im Laboratorium der Universität Wien hatte Freud die Bekanntschaft eines angesehenen Wiener Arztes gemacht, Dr. Jo-

[1]) «Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen», herausgegeben von Professor Dr. L. R. Grote. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1925, Seite 2.

sef Breuer, der sich ebenfalls mit dem Studium der Hysterie befasste und bereits eine eigene Methode der Behandlung gefunden hatte. Aus der Zusammenarbeit der Beiden entsprang eine gemeinsame Publikation: «Studien über Hysterie», die 1895 veröffentlicht wurde. Damit war der erste Anstoss zur Entwicklung der Psychoanalyse gegeben.

Zwischen Breuer und Freud kam es in der Folge zum Bruch der Zusammenarbeit und später auch der Freundschaft, denn Freuds Arbeiten schlugen eine Richtung ein, die Breuer nicht mehr mitmachen konnte. Es fehlte Breuer, wie Freud sagt, an Selbstvertrauen und seine Widerstandsfähigkeit wäre nicht auf der Höhe seiner sonstigen geistigen Organisation gestanden. Warum konnte Breuer nicht mehr mitmachen? Freud ging nämlich dazu über, das Sexualleben der sogenannten Neurastheniker zu studieren. Das war ein gefährliches Unternehmen, denn Freud gesteht, «dieses Experiment kostete mich zwar meine Beliebtheit als Arzt», fügt gleichzeitig bei, «aber es trug mir Ueberzeugungen ein, die sich heute, fast 30 Jahre später, noch nicht abgeschwächt haben.»

Worin bestanden diese Ueberzeugungen? Um ein allgemeinverständliches Bild zu entwerfen, müsste man die Theorien und Lehren der Psychoanalyse in ihrer Gesamtheit aufrollen. Das kann aber nicht die Aufgabe des vorliegenden Gedenk-Artikels sein. Ich begnüge mich mit einer ganz summarischen Skizzierung, die im wesentlichen die Ziele und Aufgaben der Psychoanalyse aufzeigt.

Psychoanalyse heisst auf Deutsch = Seelenzergliederung, oder, um einen zeitgemässen Ausdruck zu gebrauchen, *«seelische Entrümpelung»*. So, wie hier die Entrümpelung für den Luftschutz, entrümpelt die Psychoanalyse die Seele — um diesen Chamäleon-Ausdruck zu gebrauchen. Genau wie im Estrich kommt dabei vieles an den Tag, von dessen Dasein wir keine Ahnung haben. In der Sprache der Psychoanalytiker heisst dies: Die Auseinanderlegung und Bewusstmachung der störenden unbewussten Seeleninhalte. Freud fand eines jener drei noli me tangere, «Rühr-mich-nicht-an», — als da sind: Geld, Sexualität, Religion. Er fand, dass die Neurosen ganz allgemein als Störungen der Sexualfunktion zu erkennen sind. Freud teilte in der Folge seiner Forschungen das Seelenleben in zwei Bereiche: den Triebmenschen, d. h. das Unterbewusstsein, das «Es» und das Bewusste, das «Ich», die Persönlichkeit. Die Psychoanalyse hat eindeutig gezeigt, dass das Unterbewusste und das Bewusste, das «Es» und das «Ich» in ständigem Widerstreit leben. Sie hat ferner gezeigt, dass das Sexualleben des Menschen nicht erst im Pubertäts-, d. h. im Reifealter beginnt, sondern dass dasselbe bereits in der frühesten Kindheit seine Anfänge hat. Die Erlebnisse des «Es» in der Kindheit werden allmählich durch Erziehung, vor allem aber durch das erwachende «Ich» verdrängt und können dann, wie die Psychoanalyse ebenfalls gezeigt hat, später zu psychischen oder physischen Hemmungen ausarten, je nach ihrer Erlebnisstärke.

Aus der Menge der Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung greife ich noch ein anderes Moment heraus: den Traum. Nicht dass der Traum im Sinne der heute noch kursierenden ägyptischen Traumbücher eine Bedeutung hätte. Freud deutet den Traum nur soweit, als dieser symbolische Bedeutung hat. Diese Traum-Symbole sind für die psychoanalytische Behandlung von grosser Bedeutung. «Träume sind Schäume», dieser Spruch trifft nur auf Deutung der ägyptischen Traumbücher zu, nicht aber für die Psychoanalyse.

Interessant ist weiter die Theorie von der «Sublimierung», d. h. von der Umbiegung des Sexualtriebes. Zu diesen Umbiegungen gehören wesentliche Aeusserungen unseres heutigen Kulturlebens: Kunst, Wissenschaft und nicht zu vergessen die Religion.

Dass die Lehren Sigmund Freuds auf den heftigsten Widerstand stiessen, liegt auf der Hand. Wer sich ausnimmt, die von den interessierten Kreisen in Umlauf gegebenen Lehren über Geld, Sexualität und Religion zu kritisieren, oder eine andere Meinung zu haben, der darf das Schlimmste erwarten. Alle Mucker und Dunkelmänner zogen mit ihren Kehrichteimern gegen die Freudsche Lehre und fanden das Schlagwort vom Pansexualismus, das sie difamieren sollte. Sie suchten dem Volke weise zu machen, dass es neben dem Sexuellen noch andere Dinge gebe zwischen Himmel und Erde, kurz, dass es eine infame, zum Teil ausgemachte jüdische Schweinerei sei, alle seelischen und zum Teil physischen Defekte, auf die Sexualität zurückzuführen. Speziell die religiösen Kreise verwahrten sich gegen die Behauptung, dass ihre ausgesprochene Religiosität nur ein «Sublimationsprodukt» einer verkümmerten oder verdrängten Sexualität sei. Das darf uns soweit nicht verwundern, denn selbst Freidenker lehnen die Erörterung derartiger Fragen gelegentlich ab, weil sie — mit den Gläubigen — diese Dinge nicht wahr haben wollen. Ich will hier aber weder mit den Frommen noch mit den Freidenkern rechten. Ich möchte diese Bedenken und Ablehnungen mit den Worten von Freuds Lehrer, Charcot, abtun, der in Fällen, da solcher Widerspruch auftauchte, ihn mit den kurzen Worten abtat: Ça n'empêche pas d'exister.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Freud hat der Wissenschaft einen Beitrag geliefert, der uns zu Dank verpflichtet.

Feuilleton.

WIR, eine sprachliche Betrachtung.

Alles ist dem Wechsel, vieles der Mode unterworfen, dieser nicht bloss Kleid, Schirm und Haartracht, sondern unter vielem anderm auch die sprachliche Ausdrucksweise, im besondern die schriftliche, der Stil. Es hat eine Zeit gegeben, wo man einen Brief nicht mit Ich beginnen durfte, wenn man nicht als ein unbescheidener, eingebildeter Mensch betrachtet werden wollte. Und zwar galt diese Anstandsregel sowohl für den kaufmännischen wie für den privaten Brief. In diesem ging die Höflichkeit so weit, dass ein Ich nicht nur am Anfang des Briefes, sondern auch als Satzanfang im Briefe verpönt war. Mit «der Esel voran» suchte man den Kindern einen heilsamen Schrecken vor dem Anfangs-Ich beizubringen. Der Erfolg war durchschlagend und — dauernd. Trotzdem man in den Schulen schon seit Jahrzehnten gegen diese falsche Bescheidenheit ankämpft und der richtigen sprachlichen Form zum Durchbruch verhelfen will, fallen die Leute, kaum dass sie die Schule verlassen haben, in die «Mode», keine Ich-Sätze zu bilden, zurück: Habe deinen Brief erhalten ... Bin nun auch in die Fremde gezogen und habe ich eine gute Stelle gefunden. (Auch diese Umstellung «habe ich» wird umsonst bekämpft.)

So viel als Einleitung zum eigentlichen Thema «Wir», das den Zeitungsstil angeht. Ich komme ganz zufällig darauf zu sprechen, weil ich gerade Musse dazu habe und nicht, weil ich die Meinung hätte, Nr. 10 des «Freidenker», die ich als jüngste Nummer als Unterlage zu meiner Besprechung benütze, weise das beanstandete «Wir» in besonders starkem Masse auf. Und ich fasse den Leitartikel «Vom Sinn des Unsinns» ins Auge, weil ich mit dem Inhalt dieses vorzüglichen Aufsatzes und, abgesehen vom «Wir», auch mit dessen sprachlicher Gestaltung durchaus einiggehe, also weil ich daran sonst gar nichts zu kritisieren habe. Was ich anhand dieses Artikels sage, könnte jeden Tag auf Grund der Tagespresse gesagt werden; es ist also ganz allgemein gemeint, und Leox, der Verfasser des betreffenden Artikels ist, wie gesagt, das zufällige Opfer meiner Nörgelei. Und doch nicht ganz zufällig. Denn was heisst Leox?: Leo X = Löwe X = der unbekannte Löwe. Nun ist mir dieser «Löwe» gar nicht unbekannt. Ich kenne ihn als einen aufrechten, mutigen Kämpfer, der immer und überall für die freigeistige Lebensanschauung einsteht, wann und wo sich Veranlassung dazu bietet. Und gerade deshalb stelle ich an ihn die Frage: Warum, mein lieber Leo X, machst du die üble Journalistenmode mit, Wir zu schreiben, wo es unbedingt Ich heissen sollte? Warum stellst du dich, als ob du im Namen und Auftrag irgend einer Menschenmenge sprächest, während du deine eigene, wohldurchdachte Meinung aussprichst, unbekümmert darum, ob es auch die Meinung irgend eines mehr oder weniger geliebten Mitmenschen sei? Mancher tut es ganz bestimmt wirklich nur, um den Schein zu erwecken, er habe eine Armee von Leuten hinter sich, die seine Meinung teilen, entweder um damit gross und wichtig zu tun oder aus Feigheit. Beides trifft bei dir, Leo X, nicht zu. Andere Zeitungsschreiber setzen «Wir» statt «Ich» aus jener falschen Bescheidenheit, die im Briefstil zum «Habe deine Karte erhalten» und «Bin drei Tage bettlägerig gewesen» (wegen übertriebener Beschei-

Gerade seine Schriften «Die Zukunft einer Illusion» und «Unbehagen in der Kultur» haben gezeigt, was seine Lehre für *unsere* Arbeit bedeutet. Selbst dann, wenn die spätere Entwicklung der Forschungsmethoden zeigen würde, dass die Lehre Freuds nur ein misslungener Versuch zum Studium des Menschen wäre, so hätte Freud seine Pflicht gegenüber einer leidenden Menschheit besser erfüllt als jene, die predigen, dass diese unsere Welt die Beste aller Welten sei und die Hände in den Schoss legend, alles dem Ratschlusse ihres vermeintlichen Gottes überlassen. Mag auch die eine oder andere Hypothese der Psychoanalyse in sich zusammenbrechen, eines wird sicher sein, dass keine künftige Psychologie die Arbeit Freuds totschweigen kann. Freud hat das Postulat Goethes aufgegriffen, der irgendwo sagte, das Studium des Menschen sei des Menschen erste Pflicht. Es ist zu hoffen, dass wir dereinst vom und über den Menschen ebensoviel wissen wie wir heute von der Technik wissen. Wenn wir Menschen einmal so weit sind, dann werden wir unsere Belange besser zu ordnen verstehen, als dies heute der Fall ist. Dann werden wir uns aber auch jenes mutigen Kämpfers erinnern, der eine erste merkliche Bresche in das Gemäuer einer jahrtausende alten Festung schlug: an Sigmund Freud. Ehre seinem Andenken, d. h. wir ehren Freud, indem wir ebenso mutig wie er für die Befreiung des Menschen kämpfen.

W. Schiess.

Die Buchmanniten.

Von *Ernst Thurtle*, Mitglied des englischen Parlamentes.

Gebt der Rose irgend einen andern Namen, — sie riecht deswegen nicht weniger gut! Würde aber jene besonders religiöse Organisation, die sich selbst «Oxford-Gruppe» genannt hat, finanziell und gesellschaftlich ebenso erfolgreich sein, wenn ihre offizielle Bezeichnung «Buchmann-Gruppe» lauten würde? Die Antwort würde ganz offensichtlich verneinend ausfallen und die Buchmanniten, die Anhänger des freundlichen und blühenden Herrn Buchmann, haben eifrig und — ich bedaure es zu sagen — mit Erfolg gekämpft für das offizielle Recht, sich im Handelsregister als «Oxford-Gruppe» eintragen zu lassen.

Die Buchmanniten haben, wie ich mich später zu beweisen befleissen werde, das Gebaren von augenfälligen Grosstuern; aber entgegen vielen andern Grosstuern, scheinen sie eigenartigerweise den Stolz auf ihre Ahnen zu ermangeln. Sie verdanken ihre Herkunft, wie der Welt andauernd gesagt wurde, dem Unternehmen eines Amerikaners, der sich Doktor Frank Buchmann nennt. Heute sind seine Anhänger gefeit gegen jeden Versuch, dass sie Buchmanniten oder Buchmann-Apostel oder mit sonst irgend einem Namen belegt werden, der dahin zielte, sie mit dem Namen ihres erfolgreichen Gründers zu identifizieren. Umsonst appellierte letzthin A. P. Herbert an die Oxford-Leute, um sie zu veranlassen, dass dieser berühmte Name Buchmanns der Nachkommenschaft zur Bewunderung erhalten bleibe, dadurch, dass sie seinen Namen dem Titel, den sie im Begriffe seien einzutragen, einverleiben würden. Ohne Zweifel hatte Herr Herbert, als er diesen Vorschlag machte, die Absicht, einen Beitrag zur historischen Wahrheit zu liefern. Indem er Herrn Buchmann die Ehre geben wollte, die Herrn Buchmann gebührt, war er nicht ganz treulos gegenüber der Universität von Oxford, deren ausgezeichneter parlamentarischer Vertreter er ist. Sie wünschten nun aber als «Oxford-Gruppe» und nicht anders eingetragen zu werden und dank einem gefälligen Präsidenten der Handelskammer wurde ihnen kein Hindernis in den Weg gelegt.

Wenn jedoch der Name Buchmanns demjenigen von Oxford geopfert wurde, so soll dies den Gruppenleuten nicht als ein Akt von unverantwortlicher Treulosigkeit gegenüber ihrem blühenden Gründer vorgehalten werden. Sorgfältige Ueberlegungen erweisen, dass es sich in der Tatsache um einen klugen Kaufmannsstreich handelt, der zeigt, dass die Gruppenanhänger nicht so vollkommen von der religiösen Inbrunst ergriffen sind, um nicht zu erkennen, auf welcher Seite ihr Brot mit Butter bestrichen ist. In jedem kaufmännischen Unternehmen ist das Wohlwollen ein Faktor, der in Rechnung gestellt werden muss und es ist sicherlich ein Faktor von Gewicht in einer religiösen Bewegung vom Landhaus-Party-Type, wie es jene ist, die von den Buchmanniten geführt wird. Der Name Buchmann ist etwas gewöhnliches. Er hat etwas fremden Klang (weil er, wie es heisst, Schweizer sein soll. Der Uebersetzer.) und lässt irgendwelche Merkmale von Aristokratie und gesellschaftlichem Rang vermissen. Der Name Oxford dagegen, gebraucht in Verbindung mit «Gruppe», beschwört die Vision der alten Universität und einer Welt herauf, in der sich Leute von Macht und gesellschaftlichem Rang fanden. Augenscheinlich ist das für eine religiöse Gruppe, die hauptsächlich die Verbindung mit den Wohlhabenden herzustellen sucht und deren Tätigkeit sich in weiten Landhäusern und Erstklasshotels abspielt, von grossem Wert, das Wohlwollen, das sich mit dem Namen «Oxford» auslöst, zunutze zu machen. Auf jeden Fall waren die Buchmanniten hierzulande darauf bedacht, den Eindruck zu erwecken, dass sich ihre religiöse Tätigkeit mit Kom-

---

denheit?) führt. Auch davon bist du nicht angekränkelt. Du hast dich einfach einer Form bedient, die in der Zeitungsschreiberei gang und gäbe ist. Aber wozu diese Anlehnung bei deiner sonstigen Selbständigkeit? — Allein, ich muss zuerst versuchen, dich davon zu überzeugen, dass die «Wir-Form» absurd und nur die «Ich-Form» zutreffend, gut und aufrichtig ist. Ich versuche es an Beispielen aus «Vom Sinn des Unsinns».

S. 74, 1. Spalte, 2. Alinea: «Wir bitten, im Jahrgang 1933 nachzulesen, was wir damals geschrieben». Wer bittet? wer hat geschrieben? Du und ich? Ein Kollegium? Eine Versammlung? — wahrscheinlich nichts davon, sondern einzig und allein das Ich, das sich Leox nennt.

Weiter unten: «Zu dieser Prophetie versteigen wir uns nicht...» Auch das ist ganz Leoxens Sache, sich zu versteigen oder nicht. Ebenso ist es die Angelegenheit des «Ichs Leox», «weder dem Nationalsozialismus noch dem Kommunismus das Wort zu reden (S. 74, 2. Sp.), oder die Schuldfrage nicht erneut aufzuwerfen». Zweifellos gehen die allermeisten Leser des «Freidenker» mit den Ausführungen in dem genannten Artikel einig und sind dem Verfasser Leox dankbar dafür, dass er sie geschrieben und dem «Freidenker» zur Verfügung gestellt hat. Aber sie alle waren unbeteiligt daran, haben weder mit Leox darüber gesprochen noch sonst etwas zum Werden dieses ganz vorzüglichen Artikels beigetragen. Und wenn auch Leox die Uebereinstimmung seiner Meinung mit der vieler, ja der allermeisten Freidenker und sonstigen Leser dieses Blattes voraussetzen durfte, so ist trotzdem eben einzig er der Urheber des Artikels, und darum soll er schreiben Ich, wo er seine Meinung sagt. Selbstverständlich ist es richtig, zu schreiben «Heute, ein Jahr später, sind wir mitten im Krieg», denn das ist eine Feststellung, die jeder einzelne, unabhängig vom andern, leider machen muss.

Um das, was ich meine, recht drastisch darzustellen, übertrage ich zwei Dichterworte aus der «Ich»- in die «Wir»-Form. Tell: «Hier vollenden wir's. Die Gelegenheit ist günstig. Dort der Holunderstrauch verbirgt uns ihm, von dort herab kann ihn unser Pfeil erlangen.» Loreley: «Wir wissen nicht, was soll es bedeuten, dass wir so traurig sind.» Gedanken, Gefühle eines Menschen, also Ich. Spricht oder schreibt der Chef einer Aktiengesellschaft im Namen seiner Firma, dann Wir.

Weiterer Ausführungen bedarf es nicht. Ich ziehe den Schlussstrich in der Ueberzeugung, Leox werde es mir nicht verübeln, dass ich die Beispiele dafür, was ich allgemein, ja nicht im besondern ihm, sagen wollte, seinem Artikel «Vom Sinn des Unsinns» entnommen habe, für den ich ihm nochmals meinen Dank und meine Anerkennung ausspreche.

E. Brauchlin.

Literatur

Ein neues Buch von Ernst Brauchlin ist unter dem Titel «Die Leute vom Zehnthaus» im Verlag Orell Füssli herausgekommen. Es wird als «eine Geschichte für die reifere Jugend» bezeichnet, und sie eignet sich tatsächlich für Knaben und Mädchen, die offene Herzen für ernstes Geschehen haben, vorzüglich. Darüber hin-